

Zeitschrift: DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen
Herausgeber: Verein DrogenMagazin
Band: 19 (1993)
Heft: 1

Artikel: "Mitenand goht's besser"
Autor: Schild, Jörg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Mitenand goht's besser»

Suchtprophylaxe: Vom Stiefkind zum Stützpfeiler

VON JÖRG SCHILD,
REGIERUNGSRAT

Die Drogenprophylaxe ist ein in der heutigen Drogenpolitik nicht mehr wegzudenkender Stützpfeiler einer verantwortungsbewussten und kohärenten Drogenpolitik. Noch vor wenigen Jahren habe ich stets auf die immer wiederkehrende Frage, was ich denn als ehemaliger Staatsanwalt und Leiter des Basler Betäubungsmittel-Dezernates und späterer Chef der Zentralstelle Rauschgift im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement von der Drogenpolitik halten würde, mit der Gegenfrage geantwortet: «Haben wir denn überhaupt eine Drogenpolitik?»

Ich darf heute für unsere Stadt Basel mit Blick auf Zustände, wie sie zum Teil in anderen Kantonen herrschen, voller Stolz sagen: «Wir haben in Basel eine Drogenpolitik». Es ist dies ein Verdienst aller in diesem Problemkreis involvierten Stellen, indem es diesen gelungen ist, endlich gemeinsam an einen Tisch zu sitzen und zusammen nach Lösungen zu suchen. Die Regierung hat es noch in ihrer alten Zusammensetzung verstanden, wegweisende Richtlinien für eine Basler Drogenpolitik zu verfassen.

Einzelkämpfer und Ideologen haben bei dem Versuch, diesen Teufelskreis, «Sucht» anzugehen, nichts verloren. Die Vergangenheit hat es ebenso wie Erfahrungen in der Gegenwart klar aufgezeigt, dass Tendenzen in Richtung unkontrollierte völlige Liberalisierung genauso wenig bringen, wie bedingungslose Repression und sinnlose Jagd auf Fixer und

Kiffer. Die Drogenpolitik der näheren Zukunft muss auf drei Pfeilern abgestützt werden: Prävention/Prophylaxe, Therapie und Repression.

Wenn ich den Zeitraum «nächere Zukunft» besonders betone, dann deshalb, weil sich die Drogenpolitik in einem steilen Wandel befindet. Wenn wir als beteiligte Amtsstellen dabei still stehen und nicht auf neue Tendenzen reagieren, bedeutet dieser Stillstand einen Rückschritt. Dies verlangt aber von Ihnen allen auch eine gewisse Beweglichkeit. Überdenken Sie von Zeit zu Zeit, ob das von Ihnen angewandte Konzept noch zeitgemäß ist, und vor allem, ob sich die Leute, die Sie mit Ihren Ideen anvisieren, auch wirklich angesprochen fühlen. Passen Sie Ihre Arbeitsweise den sich dauernd ändernden Begebenheiten an.

Daher eine Aufforderung an Sie alle: Gehen Sie auf die Leute zu. Warten Sie nicht tatenlos in Ihrem Büro bis man an Sie gelangt. Wenn mir in diesem Zusammenhang etwas besonders am Herzen liegt, dann ist es der Wunsch, dass die in der Drogenprophylaxe Tätigen nicht zu reinen Schreibtischtätern verkommen. Drogenberatung und -prophylaxe darf nicht nur während den offiziellen Schalteröffnungszeiten der öffentlichen Verwaltung in den guten Amtsstuben stattfinden.

Wir sind in Basel zur Zeit daran, das Drogenkonzept der alten Regierung zu komplettieren. Dazu gehört einerseits, dass wir auf das Erscheinen des dritten Teils der Suchtstudie warten. Andererseits werden auch sämtliche in der Suchtproblematik tätigen Kommissionen einer näheren Prüfung unterzogen. Diese sind möglichst kompetent, konsens- und leistungsfähig zu besetzen. Die Alkohol- und Drogenkommission sollte sich in Zukunft um den gesamten Suchtbereich, mit legalen und illegalen Drogen kümmern. Wir wünschen uns zudem möglichst kleine Gremien, die aber einen klaren Auftrag zugewiesen erhalten. Das

drogenpolitische Koordinationsteam möchten wir in einen kantonalen Drogenstab umwandeln, der die kantonale Drogenpolitik zu koordinieren hat. Vergessen wir nicht: Zur Drogenpolitik gehört auch das aufeinander Abstimmen sämtlicher flankierenden Hilfseinrichtungen, wie Tagesstrukturen, Notschlafstelle, Gassenküche und die Vielzahl von subventionierten Institutionen. Zu gegebener Zeit werden wir die Öffentlichkeit über unsere Absichten informieren.

Als ich Mitte Mai mein neues Amt angetreten habe, wurde mir offenbart, dass man sich mit dem Gedanken tragen würde, das Team der Drogenprophylaxe zu verkleinern. In Anbetracht der letztes Jahr mit grossem Erfolg durchgeföhrten Kampagne «Zur Sache Sucht» meinte ich vorerst, mich verhört zu haben. In der Folge klärte man mich indessen auf, dass vor allem das mangelnde Interesse der Leherschaft ein Grund für diese ins Auge gefasste Massnahme sein würde. In der Zwischenzeit durchgeföhrte Gespräche mit verschiedenen Lehrkräften haben zwei Punkte in den Vordergrund gestellt. Erstens müssen wir uns ernsthaft fragen, ob wir es uns in der heutigen Zeit wirklich nicht leisten können, Suchtprophylaxe an unseren Schulen für obligatorisch zu erklären. Zweitens spielt offenbar auch der von mir gerade vorhin angesprochene Punkt der Beweglichkeit eine wichtige Rolle. Wir sollten zusammen über die Bücher gehen, und uns fragen, ob das von uns angewandte Konzept wirklich noch das richtige ist.

Halten Sie sich zum Schluss etwas Wichtiges vor Augen. Drogenpolitik lässt sich nicht mit Siebenmeilenstiefeln und voller Ungeduld betreiben. Realistisch und möglich sind nur kleine Schritte. Solche sind zwar für den Moment oft geradezu frustrierend, aber im Rückblick erfolgreicher. Nur mit kleinen Schritten erreichen wir auch die für unsere Anliegen dringende Akzeptanz bei denjenigen Bevölkerungskreisen, die von der Drogenpro-

Stellt die frühe Kindheit doch die Weichen?

Zur Bedeutung der psychosozialen Prophylaxe im Frühbereich

VON PASQUALINA
PERRIG-CHIELLO

Die Frage, ob die Frühkindheit die Weichen für eine gesunde oder gestörte Persönlichkeitsentwicklung stellt, hat Jahrzehntelange Kontroversen ausgelöst. Von der Beantwortung dieser Frage hängt viel ab – so unter anderem auch die Legitimation einer primären Suchtprophylaxe, die jad den Anspruch erhebt, Störungen vorzubeugen, noch bevor sie entstehen. Die Psychoanalytiker Spitz, Bowlby und Goldfarb formulierten in den 40er Jahren unabhängig voneinander die Deprivationslehre. Demnach wird die frühe Kindheit als kritische Periode angesehen, in der die Bindungsfähigkeit etabliert wird. Mutterentbehrung in dieser Phase führt zu bleibenden Persönlichkeitsstörungen. Angst, Apathie, soziale Anpassungsprobleme, Depression, Abhängigkeit, Ambivalenz, aber auch intellektuelle Entwicklungsverzögerungen sind einige der Hauptsymptome. Der frühen Kindheit kommt somit eine determinierende, schicksalshafte Bedeutung zu. Mary Ainsworth hat diese Forschungstradition fortgesetzt und ausgedehnt. Insbesondere hat sie die Bedeutung eines feinfühligen, responsiven mütterlichen Verhaltens für die Entwicklung der Bindungssicherheit und des Vertrauens beim Kind betont. Nach Ainsworth (1973) entwickeln Kinder diese Sicherheit, wenn sie darauf vertrauen können, dass die Mutter für sie physisch und psychisch verfügbar ist, und dieses Vertrauen entsteht, wenn die Mutter die Signale des Kindes erkennt und darauf zur richtigen Zeit- in angemessener Weise reagiert. Jahrzehntelang galt die Deprivationsleh-

re als richtungsweisend in der psychosozialen Theorie und Praxis. So ist es ihr zu verdanken, dass die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf die oftmals menschenunwürdigen Bedingungen in der institutionellen Versorgung sozial benachteiligter Säuglinge und Kleinkinder der Kriegs- und Nachkriegszeit gelenkt wurde.

Gegen den von der klassischen Deprivationslehre propagierten Determinismus und gegen die Mystifizierung der Mutterrolle wandten sich in den 80er Jahren immer mehr Stimmen. So wiesen Ernst und von Luckner (1935) in Langzeitstudien nach, dass psychosoziale Faktoren (also z.B. chronische familiäre Spannungen, aggressive Erziehungsmethoden, persönliche Schwierigkeiten der Eltern, Scheidungen) in einem weitaus engeren Zusammenhang mit späteren Störungen stehen als die frühkindliche Deprivation an sich.

Neueste Untersuchungen scheinen einen Mittelweg zwischen beiden kontroversen Positionen aufzuzeigen: Grossmann & Grossmann (1991) ziehen aufgrund ihrer breit angelegten Langzeitstudien den Schluss, dass Kleinkinder, die in der frühen Kindheit negative, unstabile Bindungen haben, diese Erfahrungen verinnerlichten und in ihrer Persönlichkeitsentwicklung negativ beeinflusst werden. Klar verwerfen die Autoren jedoch aufgrund ihrer Resultate die Annahme der klassischen Deprivationslehre, wonach nur die Mutter, bzw. nur eine Bezugsperson das Bindungsbedürfnis eines Kleinkindes stillen kann. Wichtig sei vielmehr, dass das Kind mit seinem Bindungsbedürfnis überhaupt ernstgenommen wird, egal ob von einer oder mehreren Bezugspersonen.

Seit einigen Jahren kursiert der Begriff «unverletzbare Kinder», Kinder also, die sich trotz misslicher frühkindlicher Erfahrungen gesund entwickeln. Der Begriff ist verhängnisvoll und irreführend: Emmy Werner (1982) hat in einer Lang-

blematik unmittelbar nicht betroffen sind. Nur mit diesen kleinen Schritten vermögen wir gemeinsam gegen das bei vielen Mitmenschen leider vorherrschende St. Floriansprinzip anzukämpfen. Ich rufe Sie deshalb auf: Marschieren, oder vielmehr schreiten Sie mit!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine erfolgreiche Tagung und – was an solchen Tagungen genauso wichtig ist, viele neue Kontakte mit Kolleginnen und Kollegen, die im gleichen Arbeitsgebiet tätig sind. Fast nirgends hat ein alter Ausspruch seine Berechtigung wie bei der Drogenpolitik: «Mitenand goht's besser!» ■

Inserat

CAROLE GAMMER, PH. D.

WEITERBILDUNG IN PHASISCHER PAAR- UND FAMILIENTHERAPIE

Einführungsseminar:
4. bis 6. Juni 1993 in Zürich

Beginn des dreijährigen
Weiterbildungsprogrammes:
2. bis 6. November 1993

Für Ärzte, Psychotherapeuten,
Psychologen, Psychiater
und Sozialarbeiter.

Kursprogramme
erhältlich bei:
Adm. Erica Brennwald,
Karlstrasse 21, 8610 Uster,
Tel. 01 940 13 57